

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 8 (2001)
Heft: 92

Rubrik: Flaschenpost

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

:FLASCHENPOST

von Lisa Ibscher und Daniel Ammann aus Armenien

Lisa Ibscher, 1973, freie Journalistin BR aus Winterthur (lisa@ibscher.ch)

und Daniel Ammann, 1972, freier Fotograf BR aus St.Gallen (ammann@fotograf.ch)

haben verschiedene Auslandreportagen gemeinsam realisiert.

Die in dieser Flaschenpost beschriebenen Arbeiten erscheinen im Magazin
der «Basler Zeitung» sowie in der «Sonntagszeitung».



AM ABGRUND EUROPAS

Auf Armenien-Tournee mit einem
Schweizer Ensemble für zeitgenössische Musik

Schwall um Schwall schießt das eiskalte Wasser aus dem Schlauch im Bad, verspritzt auf dem gekachelten Boden, um sich danach in seiner Mitte im Ablauf zu sammeln. «Kein Problem», haben wir gesagt, als uns der Wohnungsagent darauf hinwies, dass es nur morgens und abends fliessendes Wasser gebe, und dass es manchmal ungebeten aus dem Schlauch komme. Schliesslich wollen wir möglichst authentisch wohnen. Während die sechs Musikerinnen und Musiker, die wir auf unserer Reportage begleiten, im Hotel logieren, haben wir ein Appartement mit Wasserfall.

DIE FRATZE DER ARMUT

Bevor die Proben des Ensembles beginnen, fahren wir hinauf zum Sevan-See, der fast dreimal so gross ist wie der Bodensee und auf 2000 Metern Höhe liegt. Wir passieren Siedlungen, wie wir sie nur aus Alpträumen kennen: Heruntergekommene Wohnblöcke, die geometrisch angeordnet in der leeren Landschaft stehen – bewohnte Mahnmale eines untergegangenen Reiches. Wovon diese Leute leben würden, frage ich unseren Begleiter Stéphane. «Subsistenzwirtschaft», antwortet er, und fügt hinzu: «Sie haben kleine Gärten und bauen an, was sie zum Leben brauchen.» Die Armut hat viele Gesichter, doch diese Trostlosigkeit sucht ihresgleichen.

Das Land oszilliert ständig zwischen Traum und Alpträum, wie auch das kristallklare Wasser des Sevan-Sees unablässig seine Farbe wechselt. Der schwarze Strand ist menschenleer – die armenische Bevölkerung hat weder Zeit noch Geld für solche Ausflüge. Stéphane kennt die Gegend gut: Für ein französisches Hilfsprojekt verteilt er Saatgut und Mehl in den Dörfern entlang dem See. Klingt nicht gerade nachhaltig. «Diese Leute brauchen nur bei Dürre Hilfe», erläutert

Stéphane, «und das Interesse ist gross, dass sie hier bleiben.» Gleich hinter den Hügeln verläuft die aserbaidschanische Grenze, die seit dem Karabach-Konflikt umkämpft ist.

EMPFANGEN WIE POPSTARS

Stéphane führt uns in die Gepflogenheiten der armenischen Tafel ein. Wir rollen wohlgeschmeckende Kräuter, Frischkäse und gegrilltes Fleisch in Lavasch, hauchdünnes Fladenbrot, probieren die mit Nüssen und Beeren verfeinerten Salate. Getrunken wird nur gemeinsam, nach einem pathetischen Trinkspruch und allseitigem Anstoßen.

Am nächsten Tag beginnen die Proben. Welten prallen aufeinander – hier die westlichen Musikerinnen und Musiker, die eine Partitur wie eine mathematische Formel analysieren, dort der armenische Komponist, der den Klang des Raumes beschwört, und wieder und wieder vorsingt, wie er sich sein Werk vorstellt.

Für die ersten Auftritte fahren wir nach Gjumri, das in sich zusammenfiel, als die Erde 1988 bebte. Noch heute lebt fast die Hälfte seiner Bevölkerung in Blechhütten. Am Nachmittag soll das Ensemble fortgeschrittene Studierende des Konservatoriums unterrichten, doch im Saal sitzen lauter Musiklehrerinnen mittleren Alters. Sie kichern hinter vorgehaltenen Händen und schwatzen halblaut.

Ebenso unerwartet wie die Konsternation von Gjumri trifft uns am Tag darauf die Begeisterung von Vanadzor. Der Saal ist brechend voll, das Konzert endet mit einem stehenden, rhythmisch klatschenden Publikum, das die Musikerinnen und Musiker danach um Autogramme bittet und Erinnerungsfotos mit ihnen schiesst. Als diese am nächsten Tag dasselbe Programm in Jerewan spielen, reagiert dort das Publikum fast enttäuschend normal – wie zuhause.



EIN SCHWER GEPRÜFTES VOLK

Wir fahren nochmals aufs Land hinaus, zum Kloster Chor Wirap, wo der heilige Grigor 13 Jahre lang in einem unterirdischen Kerker geschmort hat, wie die Legende erzählt. Unterhalb des Klosters liegt die befestigte türkische Grenze. Zuhause verhandelt gerade das Kreisgericht Bern-Laupen darüber, ob die Leugnung des Völkermords an der armenischen Bevölkerung gegen das Antirassismus-Gesetz verstösst. Wir wagen nicht, danach zu fragen, nachdem sich der Nationalrat im Frühling geweigert hat, den Völkermord als solchen anzuerkennen. Später erfahren wir, dass die Vertreter der türkischen Organisationen freigesprochen worden sind mit der Begründung, sie hätten es nicht besser gewusst. Im deutschen Buch «Länder und Völker der Erde» von 1925 lese ich, im ersten Weltkrieg habe in Armenien «der umfassendste und schauderhafteste Völkermord» stattgefunden, den die Geschichte kenne.

Eine fiebrige Hitze legt sich über das Land. Wir fahren hinauf Richtung Osten, in die hügelige Steppe. Urtümliche Kirchen fügen sich nahtlos in die Landschaft ein, umgeben von kunstvoll behauenen Steinen. Keine anderen Besucher weit und breit, kein Schild, keine Wachen. Dafür haben sich diejenigen, die sich überall verewigen müssen, ausgiebig mit Messer und Filzschriftern über die alten Mauern und Wandgemälde hergemacht.

Als der Motor des Auto zu heiß wird, um uns höher den Berg hinaufzubringen, breiten wir eine Decke aus und essen, was wir auf dem Markt gekauft haben. Ein berittener Rinderhirte nähert sich, und ein einsamer Motorradfahrer hält an um zu fragen, ob es schwierig sei, in Frankreich einzuwandern. Die Hälfte der Bevölkerung ist seit der Wende gegangen, hauptsächlich die Männer.

ARME STADT, REICHE STADT

Während sich das Ensemble auf Konzerte mit dem örtlichen Kammerorchester vorbereitet, erkunden wir die Stadt Jerewan. Zum Kirchenjubiläum lässt die amerikanische Diaspora eine riesige Kathedrale über der Stadt errichten. Steinmetze meisseln Heiligenbilder in die Seitenaltäre, in der Mitte bilden noch Armierungseisen einen Strahlenkranz. Die Zeit eilt – der Papstbesuch steht kurz bevor.

Wir lassen uns von einer Stadtführerin die Sehenswürdigkeiten zeigen. Das erste Museum ist geschlossen, weil es seine Stromrechnung nicht bezahlt und daher kein Licht hat, das zweite, weil es renoviert wird. Der Führerin ist es ein wenig peinlich.

Solange sie zur Sowjetunion gehörte, flogen ihre Einwohner/innen nach Moskau oder an Georgiens Strände in die Ferien. Heute vermögen sie es kaum noch, eine Cola auswärts zu trinken. Abgeglitten in die dritte Welt, obwohl in vielen Wohnzimmern noch immer ein Flügel steht. Reich an Kulturschätzen, an Bildung und Freundlichkeit. Als mich mitten auf der Strasse Bauchkrämpfe überwältigen, stürzen Frauen herbei, die mir Wasser und Tabletten einflößen wollen. Ich verstehe jedoch den russischen Beipackzettel nicht und möchte mich lieber nur hinlegen in unserem Appartement. Der Wasserfall dort, der uns auf jedem Toilettengang kalt abspritzt, ist nur unangenehm, so lange wir gesund sind. Als dann der grosse Durchfall mit Erbrechen und Fieber einsetzt, wird er fast unerträglich. Für die Menschen, die hier wohnen, eine alltägliche Erfahrung.